

Prof. Dr. Martin Hein, Kassel

Digitalisierung als epochaler Wandel

Dinner Speech beim Jahreskongress 2019 GDV-Ausschuss Betriebstechnik, Digitalisierung und IT: Disruption als Innovationsmotor – Versicherungen im Spannungsfeld neuer Technologie. Köln, 13.11.2019.

Vorbemerkung

„Digitalisierung als epochaler Wandel“ – die Überschrift meiner Dinner Speech kommt gewichtig daher. Nachdem Sie sich den Tag über mit unterschiedlichsten Anwendungsgebieten im Bereich der Versicherungsunternehmen befasst haben, treten wir jetzt ein paar Schritte zurück, um „das Ganze“ in den Blick zu nehmen. Vor dem Abendessen, das auf uns wartet, ist das ein echtes Wagnis! Und ein noch größeres Wagnis ist es, zu dieser Perspektive einen Theologen und ehemaligen Bischof eingeladen zu haben. Ich bewundere Ihren Mut!

Ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: Die Digitalisierung ist zu einer der wesentlichen Herausforderungen und Gestaltungsaufgaben für die technische und gesellschaftliche Entwicklung der nächsten Jahrzehnte geworden – neben Klimaschutz und Inklusion. Alle drei sind Begriffe, die nicht nur einen technischen oder sozialen Prozess beschreiben, also eine Form von Innovation, sondern einen gesellschaftlichen Paradigmenwechsel, der die Richtung unseres Denkens und Lebens ändert.

Kulturell gesehen steht das, was wir mit „Digitalisierung“ umschreiben, auf derselben Ebene wie die Erfindung des Buchdrucks, der Dampfmaschine oder die Entdeckung der Elektrizität.

Der Buchdruck veränderte das damalige Kommunikationsverhalten grundlegend. Breite Schichten der Bevölkerung waren nicht mehr nur aufs Hören angewiesen, sondern begannen zu *lesen*: Flugschriften, Bücher, nicht zuletzt die ins Deutsche übersetzte Bibel. Die Reformation – ganz gleich, wie

man zu ihr steht – wäre ohne die Erfindung Gutenbergs schlicht undenkbar gewesen.

Die Dampfmaschine revolutionierte die gesamte Arbeitswelt im Blick auf die Möglichkeit der Massenproduktion und begründete im 19. Jahrhundert das „industrielle Zeitalter“, das davon bestimmt ist, immer höhere Stückzahlen mit immer weniger menschlicher Arbeitskraft herzustellen. Aber die Dampfmaschine gab in Gestalt der Lokomotive auch der Mobilität den entscheidenden Schub. Die Entfernungen blieben dieselben, doch die Zeit, sie zu überwinden, verkürzte sich erheblich.

Und schließlich eröffnete die Elektrizität die Möglichkeit, über Energie zu verfügen, ohne sie an dem Ort, wo sie genutzt wird, unmittelbar erzeugen zu müssen. Dass der Strom aus der Steckdose kommt, ist für uns alle eine solche Selbstverständlichkeit, dass wir uns lange Zeit keine Gedanken gemacht haben, woher er stammt. Mag sich da in der Einstellung auch manches inzwischen verändert haben: Wir leben mehr denn je in einem „elektrischen Zeitalter“ – und der Weg ins „digitale Zeitalter“ ist ohne Elektrizität und die ungeheuren Kapazitäten, die dafür zur Verfügung stehen müssen, überhaupt nicht denkbar.

Insofern kann man sagen: Jede dieser Epochen setzt die vorangehenden voraus. Jede Epoche, auch die „digitale“, ist ohne die anderen nicht denkbar. Und alle Epochen stehen unter dem Ziel, die Zeit zu verkürzen: kein mühsames Abschreiben mehr von Büchern in Klosterskriptorien, sondern tausendfache Auflagen durch bewegliche Lettern. Keine Manufakturen oder Postkutschenfahrten, sondern maschinelle Produktion und hohe Geschwindigkeiten. Die nach ihrem Erbauer benannte "Crampton"-Lokomotive erreichte schon 1853, kaum zwanzig Jahre nach dem Bau der ersten Eisenbahn in Deutschland, ohne Last eine Geschwindigkeit von 120 km/h! Und was die Elektrizität bis in jeden Haushalt während der vergan-

genen Jahrzehnte veränderte, muss ich nicht weiter ausführen. Alles geht heute schneller und wesentlich einfacher.

Und jetzt: der epochale Wandel hinein in das „digitale Zeitalter“ mit noch viel größeren Erwartungen, aber auch Problemstellungen. Als Beispiele zitiere ich die Überschriften von Artikeln aus der Süddeutschen Zeitung, die allein im Oktober dieses Jahres erschienen sind:

1. Oktober: „Digitalisierung: Mensch und Maschine“ – also die Frage der Entwicklung künstlicher Intelligenz und deren Kontrolle; 7. Oktober: „Geschäftsmodell Digitalfreundschaft“ – also die Erfahrung, dass für viele Menschen die virtuelle Welt längst die reale Welt ist, in der sie zueinander in Beziehung treten; und dann am 25. Oktober: „Quantencomputer: Digitales Wettrüsten“ – also die Reaktion auf die Meldung, dass der Quantencomputer von Google alle bisherigen Supercomputer an Leistungsfähigkeit klar übertrifft. Ich lese einmal aus einer Meldung des US-Konzerns: Der Quanten-Chip Sycamore „konnte in 200 Sekunden eine Berechnung durchführen, für die der schnellste Supercomputer der Welt 10.000 Jahre gebraucht hätte“. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass das so stimmt. Willkommen im superdigitalen Zeitalter: Komplexität ist kein Hindernis mehr für Geschwindigkeit. Schneller, höher, weiter – die alte olympische Regel bestimmt unser neues Zeitalter!

Doch schauen wir genauer hin: Was meinen wir eigentlich, wenn wir von „Digitalisierung“ sprechen? Manchmal kommt einem das Wort wie eine Blackbox vor: Alle benutzen es, aber verbinden damit womöglich ganz verschiedene Aspekte. Wir müssen zumindest zwei, wenn nicht gar drei Ebenen unterscheiden.

1. Technische Innovation

Auf der ersten Ebene bedeutet Digitalisierung zunächst rein technisch die Umwandlung von analogen Daten in digitale. Digitalisierung ist eine Form der Automatisierung von Abläufen der Datenverarbeitung. Analoge Datenträger werden durch digitale ersetzt, neue Formen von Datenspeicherung und Datenverarbeitung entstehen.

Anders ausgedrückt: Digitalisierung ist auf jeden Fall eine technische Innovation – und Innovationen leben von der Akzeptanz ihrer Benutzer. Das war immer so. Und offensichtlich gibt es in unserer Gesellschaft alle Stufen der Technikakzeptanz: von den „Nerds“, die schon in den frühen 80er Jahren Computer und die ersten Formen von digitaler Datenübertragung nutzten, bis hin zu ganz klaren Technikskeptikern, ja Verweigerern. Das ist keine Frage des Alters, sondern Ausdruck von individueller Technikaffinität und Fortschrittsneugier, aber auch von tiefersitzenden Grundhaltungen oder diffusen Gefühlen.

Digitalisierung als technische Innovation kostet Geld – und zwar kontinuierlich. Das setzt ihr freilich auch deutlich Grenzen: Wer kommt für die Kosten auf? Und was ebenfalls Grenzen setzt, ist die in Deutschland unbefriedigende Situation des Netzausbaus: Allen politischen Beteuerungen zum Trotz ist bei uns ein richtiges Klassensystem der Nutzung digitaler Systeme entstanden! Wir haben immer noch viele breitbandfreie Regionen und damit Zugangsschwierigkeiten. Von Barrierefreiheit kann keine Rede sein!

Und was den Umgang mit Daten betrifft, sind manche Sorgen durchaus berechtigt, wie etwa der Datenskandal um Facebook gezeigt hat. Die sogenannte „informationelle Selbstbestimmung“ ist ein hohes Gut, gegen das wir allerdings in unserer persönlichen Alltagspraxis allzu oft verstoßen und viel mehr von uns preisgeben, als eigentlich nötig wäre. In der vergangenen Woche, am 7. November, hat der Bundestag das „Digitale-Versorgungs-Gesetz“ (DVG) beschlossen. Mit seiner Umsetzung werden Sie sich, sofern es die Krankenversicherungen betrifft, weiter beschäftigen

oder waren bereits im Vorfeld eingebunden. Das DVG beinhaltet unter dem eigenwilligen Slogan des Ministeriums „Digital versorgt – Gesünder vernetzt“ (man würde es eigentlich umgekehrt erwarten: „Digital vernetzt – Gesünder versorgt“) unter anderem, dass Ärzte Gesundheits-Apps verschreiben können, dass das digitale Netzwerk im Gesundheitswesen ausgebaut wird und Online-Sprechstunden im Internet eingerichtet werden. Umstritten war und bleibt wohl bis auf weiteres die Absicht, eine bessere Nutzbarkeit von Gesundheitsdaten für Forschungszwecke zu ermöglichen. Ich zitiere aus der Begründung des Gesetzentwurfs: „Bestehende gesetzliche Regelungen zur Datentransparenz im Kontext der Nutzung von Sozialdaten der Krankenkassen zu Forschungszwecken werden erweitert und die Datenaufbereitungsstelle zu einem Forschungsdatenzentrum [korr.] weiterentwickelt.“ Da bleiben aus meiner Sicht einstweilen offene Fragen hinsichtlich der Anonymisierung und des Zugangs zu den Daten. Denn wir alle wissen: Daten sind inzwischen Waren mit extrem hohem Warenwert.

Nicht von ungefähr hat die von der Bundesregierung eingesetzte Datenethikkommission in ihrem Abschlussbericht am 23. Oktober dieses Jahres unter anderem empfohlen, ein „risikoadaptiertes Regulierungssystem für den Einsatz von algorithmischen Systemen mit nach Schädigungspotenzial abgestufter Regulierung“ einzurichten sowie ein bundesweites "Kompetenzzentrum Algorithmische Systeme" zu schaffen. Es gehe, so die Co-Vorsitzende der Kommission, Christiane Woopen, um eine „Zukunft, in der die grundlegenden Freiheiten und Rechte jedes Einzelnen in unserer digital durchformten Welt geschützt werden und die Gesellschaft nach freiheitlichen und demokratischen Grundsätzen zusammenlebt.“

Noch einmal also: Die technische Seite der Digitalisierung einschließlich des Datenschutzes ist eine ressourcenintensive Angelegenheit. Offensichtlich wiegt der Nutzen, bei aller Skepsis, höher: Denn grundsätzlich in Frage gestellt wird der Prozess nicht – und kann es auch nicht mehr. Es geht

nicht mehr um das *Ob*, sondern um das *Wie*. Damit aber verlassen wir die technische Ebene.

2. Gesellschaftlicher Wandel

Denn die Digitalisierung hat einen noch tiefergreifenden Aspekt: Sie stellt einen gesellschaftlichen Wandel dar. Es ist die Revolution im Verständnis von „Öffentlichkeit“. Anders als bei den klassischen Medien entsteht eine völlig neue Kommunikationskultur: Sie bringt den Abschied von der bisherigen Vorstellung mit sich, dass ein „Sender“ eine Botschaft an einen „Empfänger“ richtet: etwa mit einer Pressemitteilung oder einer Webseite. Da geht es immer noch um den „content“, der von Nutzerinnen und Nutzern abgerufen wird und letztlich eine gerichtete, asymmetrische Kommunikation darstellt.

Die sozialen Medien und die immer stärkere digitale Vernetzung auch der klassischen Medien erzeugen aber eine völlig neue, *interaktive* Form der Kommunikation. Die sozialen Medien sind nicht mehr in dem Sinn steuerbar, wie es die klassischen Medien waren.

Auf Plattformen wie Facebook, Twitter, Instagram, YouTube, WhatsApp herrscht eine stärker symmetrische Form der Kommunikation, in der jeder Nutzer eben nicht nur „Empfänger“ ist, sondern auch zugleich „Sender“, und jeder „Sender“ nicht nur „Sender“ ist, der etwas anbietet, sondern zugleich auch „Empfänger“: Im Grunde hebt sich die Unterscheidung also auf. Das gesamte Gefüge oszilliert. Und das alles in hoher Geschwindigkeit: Auf Twitter geht ein Posting regelrecht verloren, wenn nicht innerhalb von Minuten darauf reagiert wird. Das setzt voraus, dass solch ein Account sieben Tage in der Woche rund um die Uhr bedient wird: „24/7“.

Die sozialen Medien haben längst ihre eigene Dynamik entwickelt. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen stellt fest, dass die klassische

Funktion redaktioneller Arbeit, nämlich das „Gatekeeping“, verloren geht¹ - also die Auswahl, welche Nachricht erscheinen soll und welche nicht. Inzwischen ist jeder Nutzer ist sein eigener Gatekeeper. Und das ist nicht mehr steuerbar! Wir alle wissen, was das für Folgen hat. Denn hierin liegt einer der Gründe, warum die so genannten Fake-News, die Hate-Speeches und der Shitstorm in den letzten Jahren Karriere machen konnten und unsere politische Kultur nachhaltig veränderten. Die sozialen Medien unterwandern oder unterlaufen die klassischen Vorstellungen von Kompetenz. Wenn alle ihre eigenen Gatekeeper sind und sich ihr kommunikatives Umfeld nach Vorlieben, nach Zufall und nach Gruppenzugehörigkeit bauen – die sogenannten Filterblasen –, dann ist inhaltliche Kompetenz nicht mehr gefragt.

Seitens der User erfordert das neue Fähigkeiten. Pörksen spricht von der Notwendigkeit, redaktionelle Kompetenz bereits von Kindesbeinen auf zu erlernen, um in der Lage zu sein, Informationen aufzuspüren, zu bewerten und einzuordnen. Das geht über eine rein technische Kompetenz weit hinaus. Information und Kommunikation sind auf dem freien Markt angekommen, der sich kaum steuern lässt: Im Netz begegnen wir jeder nur denkbaren Position und jedem nur denkbaren Kommunikationsverhalten, und selbst ein scheinbar harmloses Posting, das eine Veranstaltung ankündigt, kann die Keimzelle eines Shitstorms werden, dessen Verlauf nicht mehr einzufangen ist und irreparablen Schaden anrichtet – allemal dann, wenn ein Großteil der Kommunizierenden anonym auftritt oder die Kommunikation in Gestalt der sogenannten „Bots“ automatisiert ist. Das ist für viele Menschen inzwischen eine Überforderungssituation, die als bedrohlich wahrgenommen wird, weil auf diese Weise kleine, aggressive Meinungsminderheiten ein Gewicht bekommen, das ihnen bei nüchterner Betrachtung überhaupt nicht zusteht. Pörksen spricht von der „großen Gereiztheit“ in unserer Gesellschaft – eine Umschreibung, die meines Erachtens die

¹ Er entwickelt diesen Gedanken vor allem in seinem Buch „Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung“, München 2018. Der Begriff „Gatekeeper“ wurde von Walter Lippmann in die Debatte über Journalismus eingeführt: „Jede Zeitung ist, wenn sie den Leser erreicht, das Ergebnis einer ganzen Serie von Selektionen ...“.

Situation sehr angemessen beschreibt. Das Empörungspotenzial wächst ständig.

3. Wer wollen wir sein?

Wie gehen wir damit um – und was stellen wir dagegen? Jetzt rückt der dritte Aspekt der Digitalisierung ins Blickfeld: Wir müssen sie auch in Bezug auf unser eigenes Selbstverständnis als Menschen betrachten und bewerten.² Wer wollen wir sein – und wie wollen wir in einer durchdigitalisierten Welt miteinander leben? Hier besteht ein großer Klärungsbedarf, aber insgesamt gesehen noch zu wenig Befassung. Es gibt allenfalls erste Ansätze einer Philosophie oder gar einer Theologie der Technik, die sich mit der Frage auseinandersetzen, was die Digitalisierung eigentlich für das menschliche Selbstverständnis, für das menschliche Zusammenleben und – religiös gesehen – für unseren Glauben an Gott bedeutet.³

Die Herausforderungen, vor die uns künstliche Intelligenz und selbstlernende Systeme stellen, sind ja keine utopischen mehr, sondern drängen vehement auf die Tagesordnung. Und wenn Systeme wirklich „autonom“ – und nicht nur „automatisiert“ – agieren und unabhängige Entscheidungen treffen, dann ist in gar nicht allzu ferner Zukunft die Frage obenauf: Erübrigen wir uns als Menschen auf Dauer selbst? Und, nochmals religiös gesprochen, glauben wir dann, auch Gott überflüssig gemacht zu haben? Führt uns die Digitalisierung am Ende in eine entmenschlichte, entleerte Welt, in der nicht mehr wir die Systeme und Prozesse beherrschen, sondern sie uns – und zwar unausweichlich? Das sind keine Cassandra-Rufe, sondern zu Ende gedachte Konsequenzen einer digitalisierten Lebenswelt.

² Vgl. dazu auch Ralph Charbonnier, Digitalisierung als Thema für Kirche und Theologie – Sondierungen aus hermeneutischer und theologisch-ethischer Sicht, in: epd-Dokumentation 5/2018, 8-17.

³ Pionierin auf diesem Gebiet ist die evangelische Theologin Elisabeth Gräß-Schmidt, die sich der Technik vor allem unter ethischen Gesichtspunkten nähert (Elisabeth Gräß-Schmidt, Technikethik und ihre Fundamente. Dargestellt in Auseinandersetzung mit den technikethischen Ansätzen G. Ropohls und W. Ch. Zimmerlis, Berlin 2002). Der Theologe Eilert Herms widmet sich in seiner 2017 erschienen umfangreichen „Systematischen Theologie“ der Frage aus dogmatisch-theologischer Sicht. Das sind erste Ansätze, die allmählich in das allgemeine Bewusstsein von Theologie und Kirche eindringen (E. Herms, Systematische Theologie, Bd. 1-3, Tübingen, 2017, hier insbesondere Band 3).

Also noch einmal: Wie wollen wir leben? Wer wollen wir sein? Hier kommt eine Seite unseres Menschseins ins Spiel, die ich bisher ausgeblendet habe, die aber für unser Selbstverständnis von weiterhin allergrößter Bedeutung ist: Es kann und darf unter den Bedingungen einer umfassenden Digitalisierung nicht darum gehen, die analogen Kommunikation aufzugeben. Wir Menschen bleiben nur Menschen in der Begegnung mit anderen – und zwar „in echt“, face-to-face. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber hat diese Beziehung in seinem vielfach aufgelegten Buch „Ich und Du“ als für uns grundlegend beschrieben. Ich bin Ich, weil es ein Gegenüber, ein Du gibt. Und erst in dieser Ich-Du-Relation bin ich wahrhaft Mensch.

Nun könnte man sagen, solche Begegnung ereigne sich auch im Netz oder durch menschenaffine Robotik. Ich halte das für nicht überzeugend. Analoge Begegnung umfasst mehr als Austausch von Informationen oder Sätzen. Das merken wir schon heute Abend, wenn wir hier zusammensitzen: Alle Sinne gehören dazu – und was auch dazu gehört, ist Zeit!

Die allerschönste Form menschlicher Beziehung und Begegnung ist die Liebe, in der alle Gefühle und Empfindungen und alle Berührungen erwidert werden. Auch Fernbeziehungen leben davon, sich ab und zu „in echt“ zu begegnen und zu lieben. Das kann ich mir nur analog, von Person zu Person, von Ich zu Du, vorstellen! Deshalb müssen aus meiner Sicht alle Digitalisierungsprozesse dem Ziel dienen, dass sich Menschen im physischen Leben begegnen und die durch die Verkürzung von Prozessen gewonnene Zeit füreinander nutzen. Die Geschwindigkeit digitaler Prozesse muss nicht zwangsläufig zu mehr Hetze und Hektik führen! Sie kann auch dazu führen, die gewonnene Zeit zur Begegnung face-to-face zu nutzen! Das setzt aber einen bewussten Umgang voraus!

In der zunehmenden Virtualisierung und Anonymisierung der Kommunikation bieten die Kirchen nach wie vor Räume und Orte der Begegnung bieten, die durch nichts zu ersetzen sind. Kirche eignet sich, um es einmal

im technischen Jargon zu sagen, „unplugged“, also nicht verstöpselt oder verkabelt. Aber sie erschöpft sich nicht in der Bereitstellung von Möglichkeiten, dass Menschen sich analog begegnen. Dafür kann es andere Orte und Formen geben. Nein, in den Kirchen halten wir die Dimension offen, in dieser Begegnung über sich selbst hinaus zu kommen und Gott zu erfahren: virtuell-real – aber eben nicht abseits analoger Begegnung. Deshalb gibt es in den Kirchen die Praxis der Sakramente als der körperlichen Form der Kommunikation des christlichen Glaubens. Taufe geht nur mit Wasser, Abendmahl nur mit Brot und Wein, der persönliche Zuspruch der Vergebung und des Segens nur durch das Auflegen der Hände – von Angesicht zu Angesicht und körperlich fühlbar. Nicht um unserer selbst willen als Kirchen, sondern um unseres Menschseins willen treten wir für die bleibende Notwendigkeit analoger Kommunikation ein – unabhängig davon, dass auch die Kirchen die Möglichkeiten, die die Digitalisierung bietet, verantwortungsbewusst nutzen.

Schlussbemerkung

Und damit komme ich zum Schluss: Worum es in der digitalen Epoche geht, ist das Erlernen, Einüben und Einbringen von Humanität. Wir tragen Verantwortung für uns und weitere Generationen: Die digitale Zukunft, die schon begonnen hat, muss wertebasiert, menschenzentriert und gemeinwohlorientiert sein und darf nicht ausschließlich unter ökonomischen oder gar machtpolitischen Gesichtspunkten betrachtet werden. Zu einer Verständigung darüber sind wir alle aufgefordert – Unternehmen ebenso wie Parteien, gesellschaftliche Institutionen, Organisationen und Gruppen ebenso wie die Kirchen. Es handelt sich um ein „Menschheitsprojekt“ – ganz ohne Zweifel. Wir müssen es jetzt angehen – und das über nationale Grenzen hinaus. Aber es ist aller Mühe wert: Denn es geht um *unsere* Zukunft – und wie wir als Menschen Menschen bleiben wollen.

Ich danke Ihnen – und wünsche Ihnen gute Gespräche bei Tisch!